

(Nachdruck verboten.)

11) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Plötzlich erschien in der schwarzen Türe eine hagere Frauengestalt mit aufgelöstem Haar.

„Djofcha, laß sie!“ schrie sie hysterisch. „Haben denn diese Leute einen Funken Mitleid! Verflucht seien sie alle! sie sind nicht Deinen kleinen Finger wert, und Du erniedrigst Dich vor ihnen!“

„Warum fluchen Sie?“ begann Maksimowa beleidigt. „Mitleid haben wir vielleicht mehr als Sie . . .“

„Ihr habt Mitleid? Ach, Ihr seid Raubtiere und keine Menschen! Ein Mensch geht unter, und Sie halten ihm Predigten . . . beleidigen ihn erst, um ihn nachher aufs Pflaster zu werfen! . . . Und er gibt ihr noch Erklärungen! . . .“ stieß sie mit endloser Qual und Entrüstung in der Stimme hervor. „Schert Euch alle von hier fort.“

„Das heißt, wie meinen Sie das „von hier?““ Maksimowa verstärkte ihre Stimme. „Ich brauche aus meiner Wohnung nicht heraus . . .“

„Hinaus mit Euch!“ schrie die Kranke kreischend, abgerissen, und streckte den mageren Arm mit einer fast tragischen Gebärde aus. „Was wollen Sie? Daß wir fortgehen? Sie können ruhig sein. Wir gehen fort . . . gehen gleich fort, vorläufig aber scheren Sie sich hinaus!“

„Maschenka,“ murmelte schüchtern der Lehrer, „nicht doch!“

„Hinaus! hinaus! Ihr Verfluchten . . . zu Tode gequält habt Ihr mich!“ Die Frau griff sich in die Haare und stürzte ins Zimmer zurück.

Der Mann lief ihr nach, und man hörte, wie er etwas vor sich murmelt, während die Kranke in wütendem, zerfetztem Ton weiter sprach; aber es blieb unverständlich.

Maksimowa stand eine Minute schweigend, dann schlug sie mit der Hand durch die Luft und ging schuldbeladen fort.

Madjew, der an der Tür zu seinem Zimmer stand, rief sie an.

„Maksimowa, kommen Sie, bitte, für eine Minute herein . . .“

Mit dem gleichen Ausdruck schwerer Ratlosigkeit auf dem Gesicht trat die Alte zu ihm herein.

„Sagen Sie, bitte,“ begann Madjew unschlüssig, mit abgewandtem Blick, „ist es denn für Sie ganz unmöglich, ein bißchen zu warten? . . . Sie sehen doch selbst, in welcher Lage die Leute sind . . . nicht wahr?“

„Bei Gott, ich kann nichts . . . tu ich es aus Niederträchtigkeit? Mir selber hat der Dwornik bis übermorgen Zeit gegeben! Bezahle ich nicht, so wirft er mich hinaus! . . . Ich habe mich auf sie verlassen.“

„Aber vielleicht doch . . .?“

„Sie meinen wohl, ich habe tatsächlich kein Mitleid? Ich bin alt, muß bald sterben . . . Nein, Ssergej Iwanowitsch, als sie auf mich los schrie, schnitt es mir wie mit Messern durchs Herz. Aber was kann ich tun? Ich habe drei Monate gewartet, habe den Dwornik auf den Knien gebeten . . . Was denken Sie, warum? Mir tat's leid. Wenn man einander nicht bemitleidet, so wird der arme Mensch nicht wissen, wohin . . . Die hungernde Welt lebt nur von Mitleid. Aber der arme Mensch kann auch nicht ewig Mitleid haben . . . am Ende muß man auch mit sich ein bißchen Mitleid haben . . . Nicht ich bin erbarmungslos — das Leben kennt kein Erbarmen!“

Madjew blickte erstaunt auf die Greisin und kam sich ihr gegenüber klein und leichtsinnig vor.

„Ja — so, Ssergej Iwanowitsch, einem armen Teufel wie uns ist's schwerer, mitleidig zu sein, als anderen . . . Schenkt ein Reicher eine Kopeke — macht er sich selbst ein Vergnügen damit; wenn ich hier eine Kopeke hergebe, so spare ich mir einen Bissen vom Munde ab. Und durch diesen Bissen, sehen Sie, werde ich bald blind sein, werde die Sonne nicht mehr sehen können . . . Werden dann die Leute mit mir kein Mitleid haben, so freiere ich auf der Straße wie ein alter Hund! . . . Wie kann man da noch von Erbarmungslosigkeit sprechen! . . . Verstehen muß man das!“

Die Greisin seufzte.

Madjew stand vor ihr und ließ die langen Arme hilflos herabbaumeln.

„Hören Sie mal, Maksimowa,“ begann er endlich unentschlossen, „wenn ich Ihnen für einen Monat bezahle . . . wie wär's dann?“

„Ja — so! Ich bin doch kein Ungeheuer — wirklich. — Jemandem werde ich mich schon herausdrücken . . . Man kann was verstehen . . . Aber die haben ja nichts!“

„Ich schaff's herbei, Maksimowa,“ murmelte Madjew, verlegen auf den Boden starrend.

Die Greisin sah ihn forschend an, konnte aber seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen.

„Sie? Sie haben ja selber nichts!“

„Aber ich werde es beschaffen . . . werde es bei einem guten Freunde leihen. Lassen Sie sie heute zufrieden, und ich laufe inzwischen dort hin, es ist nicht weit von hier . . . Ja . . . geben Sie ihnen auch Tee und Licht, denn bei ihnen . . . Hier Tee, Zucker, Semmeln, nehmen Sie meine . . . Und ich laufe hinüber.“

Maksimowa sah ihn schweigend an, nahm den Tee und Zucker und ging, den grauen Kopf schüttelnd, hinaus.

Madjew blieb eine Weile verwirrt inmitten des Zimmers stehen. Ihm schien es, daß er sich ungeschickt benommen hätte. Aber er dachte nicht weiter darüber nach, sondern überlegte einfach, wo er am schnellsten Geld auftreiben könnte. Dann rannte er, nachdem er eilig zu Mantel und Hut gegriffen hatte, aus der Wohnung; mit seinen langen Beinen nahm er jedesmal drei Stufen in einem Satz.

8.

Gegen sieben Uhr kam der Krämer. Er klapperte im Korridor lange mit seinen neuen Gummischuhen, trocknete sich sorgfältig und angestrengt sein rotes Gesicht und trat mit leise knackenden Schritten in Djienkas Zimmer.

Dort hatte Maksimowa schon den Samowar vorbereitet. Bodka und ein Sering standen auf einem Teller. Djienka sah am Tisch, kerzengerade wie ein Grassalm, und sah aus großen wehmütigen Augen auf die Thür.

„Djienka, schau nur, welch ein Gast uns aufsucht!“ sagte Maksimowa in dem unnatürlich rührseligen Tone, mit dem man zu Kindern spricht. Der Krämer trat so vorsichtig ein, als ob er in hohen Lackstiefeln über Eis ging.

„Guten Tag,“ sagte er und reichte ihnen eine große beschwigte Hand mit unbiegsamen Fingern.

Stumm, ohne aufzublicken, streckte ihm Djienka ihre dünnen blaffen Finger hin; ihr gesenktes Gesicht glühte, und ihr Busen, der noch ganz mädchenhaft war, atmete schwer.

„So ist's schön . . . Sie werden sich unterhalten, ein bißchen plaudern, und ich gehe, nach dem Tee sehen . . .“ sagte Maksimowa in demselben unnatürlichen Ton und ging hinaus. Die Tür schlug sie fest hinter sich zu. In der Küche blieb sie stehen, wurde nachdenklich und seufzte. Dasselbe düstere, fast drohende Mitleid wie vorhin lag auf ihrem ausgetrockneten blinden Gesicht.

Djienka sah am Tisch; ihre Hand ruhte auf der Platte, und die gebogene Linie war fein und scharf, als wäre sie aus Marmor. Der Krämer sah ihr gegenüber; er lastete massig mit seinem riesigen mehlsackgleichen Körper auf dem Stuhl. Bisher hatte er Djienka nur in der Kirche gesehen oder bei sich im Laden, wohin sie auch nur für Augenblicke kam. Jetzt betrachtete er sie aufmerksam, eindringlich, als ob er den Wert der Sache genau abschätzen wollte. Djienka spürte seine Blicke auf ihrer Brust, auf ihren Füßen und Armen; ihr blaßes Gesicht glühte in Angst und Scham.

Sie war schlank und zart; es fiel schwer, zu glauben, daß ihr zerbrechlicher Körper robusten tierischen Funktionen dienen könne. Die Augen des Krämers überzogen sich mit trüber Feuchtigkeit, und er blähte plötzlich am ganzen Körper auf, als wäre er größer und dicker geworden.

„Womit beliebten Sie sich zu beschäftigen?“ fragte er mit dünner Stimme, die nur mühsam aus der fetten Kehle quoll. „Ich habe nicht gestört, wie?“

„Was?“ fragte Djienka erschrocken zurück, während sie für einen Moment die flehenden Augen aufschlug.

„Sieh mal einer . . . sie ist richtig taub!“ dachte der Krämer. „Na — um so besser! Ein feines Mädchen!“

Er unterzog ihren Körper, der weich und zart in die schlanken Beine, die unter dem dünnen Rock deutlich zu sehen waren, ausliefe, einer neuerlichen Prüfung.

„Näh fragte: womit beliebten Sie sich zu zerstreuen?“

„Näh? Mit nichts . . .“ antwortete Dienka ängstlich, während sie mit dem ganzen Körper empfand, daß sie von diesen schamlosen kleinen Augen entkleidet und beleckt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Herweghs Werke.

Den Heinrich Heine die „eiserne Lerche“ genannt, der, gleich Freiligrath, den schwülen Atem seiner Zeit in brausenden Sturm verwandelte: er bleibt dem proletarischen Volke, dem er ja selbst entstammte und dem er treu blieb bis zum Grabe, allezeit teuer und unvergessen. Und das Volk tut wohl daran; denn die Macht der gebundenen Rede auf die Gemüter kann kein noch so frostiger Denker und Politiker wegleugnen, wie überlegen er auch tue. Ein einziges Gedicht vermag mehr Zündstoff in die Masse zu werfen, weit gewaltigere Wunder zu wirken als noch so viele gelehrte Abhandlungen oder wohlgeleitete Reden zusammengenommen. Wir wären wirklich arm zu nennen, wenn wir im proletarischen Klassenkampfe auf die anfeuernde Kraft des dichterischen Wortes verzichteten wollten. Darum bildet aber auch die revolutionäre Lyrik unser Arsenal, aus dem wir in Kämpfen und Streiten die besten Waffen holen. Und darum halten wir die Namen aller Poeten, die jemals ein unerlöschendes freies Wort gewagt, jemals gegen Despotie und Knechtschaftenheit ihr zornflammendes Anathema geschleudert, in heiligen Ehren.

Am 7. April sind 34 Jahre seit dem Ableben Herweghs dahingegangen. Nun ist auch in der schnell bekannt gewordenen „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ des deutschen Verlagsbuchhandels Bong u. Co., Berlin, eine Gesamtausgabe seiner Werke erschienen, deren gezielte Ausstattung mit einem billigen Preise wetteifert. Der alles in allem 690 Seiten umfassende Band kostet geschmackvoll gebunden nur 2 M. Jetzt, meinen wir, ist der Zeitpunkt gekommen, wo in jedes Arbeiters Bücherregal auch Herweghs Werke ihren Ehrenplatz behaupten sollten. Diese Ausgabe empfiehlt sich ferner dadurch, daß sie mit Aufbietung des ganzen literarwissenschaftlichen Apparates (ausführliches Lebensbild, kritische Einleitungen der einzelnen Abteilungen, Literaturnachweise, Anmerkungen, alphabetisches Verzeichnis usw.) besorgt wurde. Außerdem ist ein Bildnis nebst einem falsifizierten Briefe des Dichters dem Bande beigegeben. Es sind darin alle Gedichte aufgenommen, die Herwegh geschrieben hat.

Seine Leier, das läßt sich nunmehr klar erkennen, ist zeitlessly auf den politischen Ton gestimmt gewesen. Poesie der Liebe fehlt fast gänzlich. Höher als sie stand ihm das Volk, die Menschheit. Selbst die Natur: Wald, See, Meer, Gebirge, spielt nur eine nebensächliche Rolle, allenfalls verknüpft er sie mit dem allgemeinen Symbol der Freiheit oder des Kampflebens. Aber schon um der wenigen reinen Klänge willen, die dem Herzen des Dichters entströmt sind, müssen wir ihn lieben; denn sie sichern seinem Namen Unsterblichkeit. Ein ähnliches Schicksal läßt sich bei einer obwohl beschränkten Anzahl seiner politischen Kampfgedichte stellen. Ihr künstlerischer Gehalt verspricht Dauer. Warum? Weil Herwegh doch ein Ausserwählter unter den Dichtern ist.

Wer erinnert sich nicht an das Goethesche: „Politisch Lied, welch garstig Lied!“ Nun, das Zeitalter Goethes war nicht das Zeitalter Herweghs, Freiligraths und Heines. Seit der Julirevolution beginnt auch in Deutschland politisches Leben sich zu regen. Die Literatur wird demokratisch. „Eigentlich ist jeder echte Dichter Demokrat“, sagt Herwegh sehr treffend. Jeder echte Dichter steht aber auch in Opposition mit dem Staat. Man braucht dabei nicht gleich an „offene Angriffe“ oder an „gewaltsame Mittel“ zu denken, hingegen „an die friedliche Opposition des Herzens, dem ehernen Geist der Gesetze und Staatsformen gegenüber“. Die Verpflichtung dieser neueren Literatur, zum Unterschied von der klassischen, ist eine andere. Sie hat den Menschen in uns frei zu machen. Dann muß sie freilich die Gegenwart begleiten. Dementsprechend verlangt Herwegh vom Dichter, daß er politisch denke. „Tendenzpoesie!“ rufen alle Anglimmerer und Müdewärter verächtlich aus. Ja, was heißt Tendenz, wo doch alles „Ewige“ — und das ist entscheidend auch die Bestimmung des Menschen zur Freiheit — immer „Tendenz“ ist. Daraus folgt allerdings nicht, daß nun auch jeder Dichter, der einen „politischen Glauben“ hat, Zeitstoffe behandle; denn nicht das „Was“, sondern das „Wie“ entscheidet. „Der politische Glaube entschuldigt einen ästhetischen Fehler nur halb“. So aber einer imstande ist, seinen Dichtungen „die glühende Färbung des Moments zu geben, ohne darum der Schönheit irgend Eintrag zu tun“, mit anderen Worten, wenn er ein echter Dichter ist, dann wird der Begriff „Tendenzpoesie“ bedeutungslos. „Das Volk der Hütte hat so gut seine Poesie als der Faulenzer im Palast, so gut seine geheimen Schmerzen und Freuden,

als die Leute, welche sich zu den Gebildeten zählen“. Es hat aber auch „für echte Poesie immer einen glücklichen Sinn; man versuche nur, ihm direkt gegenüber zu treten, sich direkt an die Massen zu wenden, im Volksliede, im nationalen Drama. Es ist freilich auch der strengste Richter und wird sich nie von abgestandenen Ideen betören lassen, an welche die Menschheit den Glauben verloren hat“. Herwegh sagt hierin zugleich, daß sowohl die soziale als die politische Poesie gerechtfertigt ist. Er selbst gibt ja beide Gattungen. Sein „Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ mit der Kampfparole darin:

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

sowie die Gedichte von der „Kranken Lise“ und dem „Armen Jakob“ sichern Herwegh einen Platz unter den sozialen Lyrikern des Jahrhunderts“, bemerkt der Herausgeber, nein aller Zeiten, dürfen wir sagen.

Die erst nach Herweghs Tode erschienenen „Neuen Gedichte“, die den dritten Abschnitt des Sammelbandes darstellen, wollen die bürgerlichen Lesarten, auch deren nunmehriger Herausgeber, nicht mehr gelten lassen. Warum? Weil hier die politische Betätigung der Dichtkunst „noch rücksichtsloser und siegesbewusster verkündet wird“, weil der Dichter revolutionärem Republikanismus huldigt und weil er überwiegend die Wandlung vom pathetischen Kampflyriker zum „herziteischen“ Satiriker in sich vollzogen habe. Soviel ist ja richtig: Herwegh machte keinerlei Entwicklung mehr durch; er blieb der radikale Demokrat von 1848 und vermochte weder mit der neuen politischen noch sozialen Wendung der Dinge sich abzufinden; dies um so weniger, als er im Ausland lebte, mithin gar nicht in die Lage kam, die vom Bürgertum sich lösende Bewegung des sozialistischen Proletariats ihrem inneren Wesen nach zu begreifen. Psychologisch läßt sich die Ernüchterung, die sich nach dem kläglichen Scheitern der Revolution aller Demokraten, auch Herweghs, bemächtigte, sehr wohl rechtfertigen. Sie wurde aber noch rascher herbeigeführt durch den völligen Umschwung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse. An Stelle romantischer Tatenträume trat die Politik der Tatsachen, die praktische Arbeit. Eine neue Klasse rang sich vom siedenden Körper des Bürgertums empor: die Arbeiterklasse. Die Mission des ideologischen Kampfdichters war erfüllt, seitdem er sich vor eine Welt realer Erscheinungen gestellt sah. Wolte oder konnte er nicht schweigen, so mußte er wohl oder übel zum konkreten Mittel der Satire greifen. Allerdings besah er nicht jene heinesche Ironie, die sich mit sieghafter Ueberlegenheit zu entäußern vermochte; aber man wird nicht leugnen können, daß Herwegh doch einen sicheren Instinkt für Politik besessen hat und daß er scharfe Beobachtung mit zumeist trefflicher Beurteilung aller Vorgänge verbindet. In dieser Hinsicht sind denn auch schon manche seiner kritischen Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840, die den zweiten Teil des Bandes ausmachen, höchst bemerkenswert, obgleich sie nur mehr oder weniger noch ein historisches Interesse beanspruchen, wie seine satirischen Randglossen zur neueren Zeitgeschichte überhaupt. Doch wäre es ungerecht, einen Teil dieser Gedichte als „Ausfluß einer politischen Idiosynkrasie und das nationale Empfinden verlegend“ abtun zu wollen.

Wieder postierte ja das großpreussische Bürgertum in der Bedientenrolle, die ihm noch aus vormärzlichen Zeiten her so vornehmlich zu Gesicht stand; nur daß es jetzt seine Zügellosigkeit hinter dem dreifarbigem Reichszippel verbergen konnte. Wer vermöchte es Herwegh verübeln, wenn er seinerseits mit dieser Sedanfesttrummelnden „neudeutschen“ Knechtseligkeit nichts zu schaffen haben wollte! Im Gegenteil: es ehrt den Mann und Dichter. Der Vorwurf: daß er von der gesellschaftlich mit der „deutschen Volksseele“ verwechselten „Seele“ des bourgeoisen Hausens — auf den ja selbst noch heute Herweghs satirische Strafpfeile „überaus peinlich“ wirken — „keinen Hauch mehr verspürte“.

Wahr ist, daß das Bürgertum den Dichter schon bei Lebzeiten verleugnete.

Dagegen hat das sozialistische Arbeiterproletariat seiner zu keiner Stunde vergessen! Beweis dessen ist das schöne Denkmal, welches ihm „vaterlandslose Gesellen“ auf dem Grabe zu Piesal in Basel errichtet haben! Warum — so frage ich — verschweigt Hermann Tardel, der Herausgeber von Herweghs Werken — diese für die richtige Einschätzung der modernen bürgerlichen Gesellschaft nicht ganz unwichtige Tatsache?

Zwar hat er, was willig anerkannt sei, alles getan, um dem Leser ein möglichst objektives Lebensbild des Dichters zu geben. Unsere Arbeiterklasse — die doch von vornherein als Käufer dieser Gesamtausgabe in Betracht kommt — wird aber nicht umhin können, an einzelnen „Voreingenommenheiten“ Tardels Anstoß zu nehmen. Es klingt doch ein wenig anmaßend, wenn da gesagt wird: Herwegh sei „aus dem Milieu der unteren Volksklassen hervorgegangen und hat sich durch Anlage, Schule und Selbststudium diejenigen Fähigkeiten erworben, die nötig sind, um sich durch eigenes Können in eine höhere soziale Gesellschaftsschicht emporzuheben“. Anderenorts, wo die Entstehung des Herweghschen „Bundesliedes“ behandelt ist, konnte sich der Herausgeber nicht versagen zu bemerken, daß jetzt „in den Kreisen der Sozial-

demokratie häufig die deutsche Uebersetzung des „Chant des ouvriers“ von Pierre Dupont oder noch häufiger eine unbedeutende Reimerei von Jakob A u d o r f als sogenannte Arbeitermarcellaise gesungen werde. . . .

Was nun die Ausgabe selbst anlangt, so ist sie mit würdigem Fleiß besorgt. Tadeln muß ich jedoch den doppelten Abdruck einiger Stücke, wie: „Alles ringt sich von der Scholle“ — „Der Gefangene (Zehn Jahre!)“ — „Frühlingsnacht“ und „Ich habe nie mein Elend mir vergolbet“.

Uebersüßiger Ballast und buchstabengelehrte Kathedermarotte — weiter nichts. Ernst Kreowski.

frauen und Ehe im Islam.

Uebrigens wird die Stellung der europäischen Frau in den mohammedanischen Harems oft genug eine gefährliche und es kommen Fälle vor, in denen sie eines frühen Todes an Vergiftung sterben. Bisjoun, dem wir in unseren Ausführungen vielfach gefolgt sind, erzählt in seinem Werke „Der Einfluß des Islam, das häusliche, politische und soziale Leben seiner Befenner“ von einer ihm bekannten jungen Berliner, deren Uebertritt zum Islam er vergeblich zu verhindern suchte. In den Harem eines türkischen Großen aufgenommen, erlag sie binnen Jahresfrist dem Gistode. Noch unsicherer als bei den Sunniten (den Befennern des orthodoxen Islam), von denen vorzugsweise die bisherigen Bemerkungen gelten, hat sich das Verhältnis zwischen Mann und Weib bei den Schiiten (der wichtigsten Sekte des Islam) gestaltet, bei denen die Ehe auf Zeit — selbst nur auf einen Tag und eine Nacht — zu schließen gesetzlich gestattet ist. Diese Art gesetzlicher Prostitution ist bei den Sunniten verboten.

Wo der Islam nur äußerlich über Christentum, Judentum oder Heidentum gesiegt, ohne von den zwangsweise Bekehrten willig aufgenommen zu sein, hat sich auch unter moslimischer Bevölkerung die Monogamie als Adet (Gewohnheit) erhalten. So unter den Kurumli in der Gegend von Trapezunt; den Dönnie in der Stadt Selanik (Salonichi) und Umgegend; den Lino-Bambaki auf Cypern; den Verbessimten der Sahara — von denen die ersten griechischen, die zweiten spanisch-jüdischen, die dritten griechisch-phönizischen, die letzten vandalischen Ursprungs sind. Die Vandalen scheinen, vom Christentum wenig berührt, ihre alt-heidnisch-deutschen monogamischen Gewohnheiten auf viele Stämme am nordwestlichen Rande der Wüste und in den Schluchten des Atlas vererbt zu haben.

Was die Muselmanen Nordafrikas anbetrifft, so muß man diese in zwei Lager teilen, nämlich in solche, die ihren Wohnsitz wechseln und herumzweifeln, also ein nomadenhaftes Leben unter Zelten führen, und in Stadtbewohner oder Kabyle, die in einer unbeweglichen Wohnung verbleiben. Alles nun, was in einer unbeweglichen Wohnung verbleibt, neigt aus sehr gewichtigen Gründen zur Monogamie, alles was unter der beweglichen Leinwand Schutz sucht, wird aus den entgegengesetzten Gründen zur Polygamie getrieben.

Sehr charakteristisch für die Stellung des Weibes zum Manne im ganzen Gebiete des Islam ist dies: Der Mann ist nie mit der Frau zusammen, sondern läßt sich von ihr beim Essen bedienen. Der Mann geht nie mit seiner Frau aus oder führt sie gar am Arme. Diese europäische Sitte haben selbst Armenier und Griechen nicht angenommen. Dagegen von Sonnenuntergang bis -aufgang gehört der Mann in den Harem. Vernachlässigt er hier seine Pflichten, so machen die Weiber ihm (falls er kein Tyrann ist) das Leben sehr schwer und können ihn sogar gesetzlich verklagen.

Beschränkt sich die Vielehe meist auf die begüterten Klassen der Bevölkerung, so wechseln die minder Begüterten sehr häufig die Frauen. Zur Ehescheidung bedarf es ja nach mohammedanischem Rechte nur der Willenserklärung des Mannes: „Dachlak!“, d. i. „Deinen Rücken“ (will ich sehen), d. h. „mache, daß Du fortkommst!“ Nach viermonatlicher Frist scheidet dann jeder Rabi für 40 Pfaster (6 M.). So wird von Männern berichtet, die sich nacheinander fünf- und zwanzigmal, und von Frauen, die sich nacheinander siebenmal verheiratet hatten. Dauernde Ehen kommen jedoch auch, und nicht selten, bei den Moslim vor. Ist die Frau aus vornehmerem Geschlecht, oder verdankt der Mann ihr seine bürgerliche Stellung, oder überträgt sie ihn an Verstand — die Türlinnen haben wenig Bildung, aber in der Regel einen sehr gefunden Verstand und Mutterwitz —, dann steht der Mann so gut unter dem Regiment des weiblichen Pantoffels wie in Europa. Fällt es einer Türlin ein, von der Gesellschaft ihres Mannes befreit zu sein, so geht sie einfach ein paar Frauenpantoffel vor die Tür ihres Zimmers, das ins Deutsche übersetzt ungefähr soviel heißt als: „Herr Gemahl, bleiben Sie gefälligst draußen, ich habe Damenbesuch!“ Und wehe dem armen Manne, der diese Warnung nicht respektieren und über den Talisman dennoch in das Zimmer dringen wollte. Es würde nicht allein unaussprechlich die Trennung seiner Frau von ihm zur Folge haben (denn dafür möchte es vielleicht doch mancher riskieren), sondern er hätte auch eine Armee von 20 000 Geißlichen, so viel als in Stambul sich aufhalten, gegen sich. Deren Rache für Verletzung des heiligen Gesetzes könnte er nur durch Selbstmord entgehen. Daß diese Pantoffelzeremonie von den schlauen Weibern gehörig zu ihrem Vortheile ausgebeutet wird, und sie bisweilen zum Dedmantel für nicht weiblichen Besuch dienen muß, läßt sich denken; und da steht dann der arme betrogene

und von Eifersucht gequälte Mann vor der Tür und muß die Pantoffel respektieren, während drinnen der Liebhaber glücklich ist und sich schließlich durch einen andern Ausgang aus dem Staube macht.

Verühren wir nun noch kurz einige interessante Einzelheiten. Wie steht es um die geistigen Fähigkeiten und das Wissen der Türlinnen? Im großen und ganzen wird man nicht fehlgehen wenn man behauptet, sie besitzen einen großen natürlichen Verstand, sind aber meist sehr unwissend. Von Lesen und Schreiben ist bei ihnen noch weniger die Rede als bei den Männern. Ihre Tätigkeit besteht im Schlafen, Essen, Baden, Nauchen, Fahren, Spazierengehen, Stiden und — sich puden. Die letztere Tätigkeit nimmt einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Bei allen ist der orientalische Kleiderschmuck verhaft. In der Tat verschönt die Landestracht sie keineswegs, sondern wirkt unvorteilhaft auf ihre Erscheinung ein. Sie besteht aus folgenden Teilen. Ein Hemd von Kattun oder Seide, das jedoch die Brust frei läßt, umschließt den oberen, und ein Paar Beinleider von gleichem Stoffe, die vom Gürtel bis unmittelbar unter das Knie reichen, den unteren Teil des Körpers. Ueber dem Hemde tragen sie in Form einer Polka-jade einen ebenfalls vorn offenen Ueberwurf. Auf dem Kopf, dessen Haar zwar umflochten, aber sonst europäisch mit glattem Scheitel und hinten in einer Art Nest frisiert ist, sitzt ein Fez, und die Füße stecken in ein Paar gelblederne Strümpfen oder vielmehr Siefeln ohne Sohlen, deren Schäfte bis etwas oberhalb des Knöchels gehen und sehr weit sind. Ueber dieser Fußbekleidung werden dann noch Samtpantoffeln, gewöhnlich reich mit Gold oder Silber gestickt, getragen, und diese Teile machen die Hauskleidung aus. Außer dem Hause wird der Kopf bis auf die Augen verschleiert, d. h. mit einem weißen Tuch verbunden, wobei außer der Verbergung der Gesichtszüge eine Hauptaufgabe das gänzliche Verstecken des Haars ist. Ebenso wird ein Mantel von Merino und fast immer sehr lebhaft gefärbt ungeworfen, der bis unter die Knie reicht und ihnen oben ein so unvorteilhaftes Aussehen verleiht. An die Stelle der gestickten Pantoffel treten dann gelblederne, das Abzeichen der echten Türlinnen, während die sonst ebenso gekleideten Armenierinnen diese von schwarzem Leder tragen müssen. Ist es dann schmutzig auf den Straßen, so werden auch noch ein Paar Galoschen hinzugefügt, d. h. harte Holzsohlen, mit drei untergenagelten Klöhen, die mit ein paar Riemen über den Fuß greifen und das häusliche Fußzeug noch mehr verunfallen. Dabei sehen sich alle in diesem Anzuge vollständig gleich, und mit dem umgeschlagenen Mantel ist die Frau des Pascha nicht von der des Soldaten oder ihrer Dienerin zu unterscheiden, da sich nur in der Stoffwahl oder nicht sichtbaren Unterleibern, oder der Hausstracht, ein Unterschied äußert. — Was Gestalt und Gesichtszüge der Türlinnen betrifft, so ist die erstere weder jononisch, noch sind die letzteren der Venus entliehen. Ihr Wuchs ist im Gegenteile nicht hübsch, die Figur gewöhnlich klein und gedrungen, die Füße sind nach einwärts gebogen, und der Gang erinnert an das Watscheln der Enten. Die dünnen und lose um den Körper hängenden Kleidungsstücke tragen natürlich weder zur Milderung noch zur Verbergung dieser Mängel bei, und ebensowenig entschädigen im allgemeinen die Gesichtszüge für die unschönen Formen, wenn man auch bisweilen allerliebste Köpfe sieht. Nur Haar und Augen sind durchgängig schön; die letzteren gewöhnlich von dunkler, seltener von blauer Farbe. Die Nasen sind nicht wie bei den Männern gebogen, sondern gerade, merkwürdig stereotyp und ziemlich groß. Der Mund ist fast ohne Ausnahme unangenehm groß. Hände und Füße sind proportioniert, erstere bisweilen recht fein und besonders die Nägel hübsch geformt. Der Taint ist infolge der beständigen Gesichtshüllung natürlich zart und weiß und kontrastiert angenehm mit den rötlichen rosigen Wangen, die jedoch oft künstlich durch Schminke hervorgebracht werden. Ein Hauptfordernis für türkische Frauenschönheit sind die Augenbrauen. Sie müssen als feine Linien in Halbkreisform sich oberhalb der Nase vereinigen, und wenn dies nicht der Fall ist, kommt man der Natur durch Tuschnalerei zu Hilfe. Ein anderes Schönheitsbedingnis ist die Färbung der Nägel und der inneren Handfläche mit Rosa oder eigentlich mit Fleischarbe. Mit den Händen kokettieren sie gar zu gern, und junge Türlinnen haben, wenn sie sich von einem „Franken“ (jeden nichtislamitischen Europäer) beobachtet glauben, damit stets an ihrem Schleier zu zupfen, der dabei zugleich so geschickt verschoben und wieder in Ordnung gebracht wird, daß das ganze Gesicht frei wird.

Die Geselligkeit unter dem weiblichen Geschlechte ist sehr groß, und die gegenseitigen Besuche nehmen gar kein Ende. Tschibuk (Pfeife), Kaffee und Süßigkeiten, denen die Türlinnen sehr zugetan sind, füllen dabei die Pausen im Gespräch, und an die Stelle des deutschen Strumpfes tritt der Stidrahmen. Besonders ist ein Konfekt unter dem Namen Nachal Zukum sehr beliebt. Es ist aus Traubenmost, Honig und etwas Mehl bereitet, mit Rosenwasser oder Mastig gewürzt, und schmeckt auch in der Tat sehr angenehm. Außerdem werden Scherbet, Saurt und Mahalebte herangereicht, lauter flüssige Erfrischungen, da die Türken sehr wenig feste Speisen außer den Pillafs (Reis und Hammelfleisch) genießen; das Scherbet oder Sorbet ist eigentlich jedes flüssige Nahrungsmittel, bezeichnet bisweilen eine Suppe, wird speziell aber als Name dem Absud von getrockneten Früchten beigelegt. Man bereitet es aus Rosinen, Birnen, Pfirsichen, Pflaumen, Himbeeren und anderen Obstsorten, als einen Saft von sehr verschiedenartigem Geschmack, bald mehr, bald weniger süß oder sauer, immer aber mit Eis ab-

gekühlt, und setzt es dem Fremden bei Besuchen nach dem üblichen Eschibut und Kaffee vor. Die allgemein beliebte Erfrischung des Saurt ist so alt, daß die Türken behaupten, Abraham sei über seine Bereitung von einem Engel belehrt worden. So viel ist sicher, daß sie bereits zu Strabos Zeiten im taurischen Cheronesos im Gebrauche war und wenigstens 1800 Jahre alt ist. Bei der Bereitung dieses Nahrungsmittels gießt man ein Quart gekochte Milch auf Seft (Hefen) und läßt es gären; darauf schüttet man zwei Köffel davon in ein anderes Quart Milch und wiederholt dies noch einmal. Dadurch verliert die Milch gänzlich den Hefengeschmack, gerinnt zu einer festen Masse, die den Namen Saurt erhält und getrocknet wird. Will man dann den Saurt zur Speise bereiten, so wird davon ein Teelöffel voll zerstoßen, ein Quart laue frische Milch darauf gegossen und diese in einem irdenen Gefäß hingestellt. Nach etwa zwei Stunden ist es eine dicke, etwas säuerliche, mit einer Rahnhaut bedeckte, aber äußerst wohlschmeckende Flüssigkeit. Die Mahalebie ist eine helle, durchsichtige und aus Reis gekochte Gallerte, die mit Zucker und Rosenwasser versetzt, eine angenehme und wohlschmeckende Speise gibt.

Auch in den Frauenbädern (Kareh Hamam) kommen die Türkinnen in großen Gesellschaften zusammen. Schon bei den Kulturvölkern des Altertums war der Gebrauch der Bäder vielfach mit dem Skluskus verknüpft, da man die Körperreinheit als Symbol der sittlichen Reinheit betrachtete. So war den Juden das Bad nach erfolgter (Leibitischer) Verunreinigung gesetzlich vorgeschrieben. Auch den Mohammedanern ist das Bad wie den Juden rituell vorgeschrieben und in ihre Sitten und Gebräuche vollständig aufgenommen; zumal nach beendeter Menstruation sind die türkischen Frauen, gleich den Jüdinnen, ein Bad zu nehmen verpflichtet. Hoch und Niedrig badet in dem öffentlichen Hamam. Höchst interessant schildert eine Engländerin in „St. James Magazine“ das Leben und Treiben in diesen Hamams:

„Beständig gingen Frauen ein und aus. Die einen, von dem Bade- und Kneitsaal zurückkommend, legten sich nachlässig auf die Kissen ihrer Diwane; vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt in unadelhafte weiße und mit Fransen oder Gold-, Silber- oder Seidenstickereien verzierte Tücher. Um ihren Nacken flossen ihre langen Haare herab, die die Sklavinnen mit ungemeiner Sorgfalt trockneten, kämmteten und parfümirteten; die anderen bereiteten sich zum Bade vor und entkleideten sich oder ließen sich vielmehr durch ihre Begleiterinnen entkleiden, denn es waren nur sehr wenige antwesend, die sich die Mühe nahmen, sich selbst zu bebieuen. Man sah auch Gruppen von Frauen, die, kaum angekommen, Mäntel und Schleier ablegten und Höflichkeiten mit ihren Bekannten austauschten. Nachdem ich eine ziemlich genaue Uebersicht über die verschiedenen Einzelheiten dieses Gemäldes gewonnen, folgte ich dem Beispiel meiner Freundin; ich zog meinen Schlafrock an, löste meine Haare und ging barfuß in einen anderen Saal, wo ich viele Frauen auf den Diwanen sitzen oder liegen fand, alle lachend und miteinander plaudernd. Die warme Luft, wovon das Zimmer, in das ich trat, erfüllt war, schien mir erstickend, und als ich meine Füße in die Wäde dampfenden Wassers tauchte, die über den Marmor dahinslossen, zog ich sie wieder zurück, als wenn man mich gebrannt hätte. Dennoch war hier nur ein Uebergangszustand, und ich mußte erst in die eigentliche Schwitzstube dieser Anstalt eintreten. Diese Stube ist ein unermeßlicher achtziger Saal und enthält acht Brunnen, deren springende Wasserstrahlen zu den Abwaschungen der Frauen verwendet werden, die die Kosten eines abgeforderten Kabinetts nicht bestreiten wollen oder können. Bei meinem Eintritt in die Schwitzstube glaubte ich in Wahrheit, daß mein Kopf schwinde; eine dicke, schwere, mit Schwefeldünsten geschwängerte Atmosphäre hemmte mir das Atmen, und ich blieb halb erstickt. Das durchdringende und unharmonische Gesehrei der Sklavinnen widerhallte an den Gewölben des Saales, während das minder schrille Gelächter und Gespräch ihrer Gebieterinnen ein wirres und eigenümliches Murren erzeugte. Der Anblick von ungefähr 300 nahezu entkleideten Frauen, deren sämtliche Formen sich auf ihren durchsichtigen und dampfgeschwängerten Musselinüberwürfen abzeichneten; die Dienerinnen, die mit über der Brust gekreuzten Armen, den Saal in allen Richtungen eiligen Schrittes durchliefen und auf ihren kraushaarigen Köpfen Geschirre voll befrantster und stiderei verzierter Badehandtücher trugen; Gruppen annütiger junger Mädchen, die leise sprachen und einander augenscheinlich die ihrem Alter teuren ersten Vertraulichkeiten mitteilten; fröhliche Kinder, die sprangen, liefen, einander verfolgten, ohne sich um die Temperatur zu bekümmern, die so erstickend war, daß ich fast in Ohnmacht fiel; dann plötzlich der Gesang der bizarrsten türkischen Melodien, deren heller Schall von den Gewölben wiederklingte — alles dies ließ mich glauben, ich sei der Spielball irgendeiner Sinnesstörung und dünkte mir die Wirkung eines Deliriums. Diese Frauen, deren Abasterglieder durch ihre feuchten Ueberwürfe hindurch erkennbar waren und deren Augen von Leben und Feuer strahlten oder ein weiches Schmachsen zur Schau trugen, bildeten einen eigenümlichen Gegensatz zu dem Ebenholzteint der sie bedienenden Töchter Afrikas. Die Dünste, die sich erhoben, zerstreuten sich, sammelten sich wolkenartig, verborgen bald die Brunnen und die Badenden, bald machten sie diese sichtbar; der durch die Oeffnungen der Dachkluppel einfallende Tag verbreitete, möchte ich sagen, einen Regen von Lichtern, die sich im Nebel verloren; ein unaufhörliches und un-

ausprechliches Geräusch ertönte von allen Seiten. — Wahrlich, diese Szene wird in meinem Gedächtnis unauslöschlich bleiben.“

Allerdings hat die neuere Zeit auch auf dem Gebiete des Badewesens eine Umwälzung herbeigeführt oder doch angebahnt. Denn wie es einerseits den unteren Volksschichten der Preise wegen, über die wir näheres leider nicht mitteilen können, nicht möglich ist, sich oft ein Bad in den öffentlichen Männerbädern zu gestatten, so steht auf der anderen Seite den türkischen Frauen reicher Männer hie und da im eigenen Hause eine Badeeinrichtung zur Verfügung. Wichtiger aber als dies erscheint uns die Tatsache, daß sich neuerdings auch die Zahl jener türkischen Frauen mehrt, die sich vom Banne der alten moslimischen Anschauungen freimachen und regen Anteil an den sozialen und politischen Kämpfen der Gegenwart nehmen.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Der „Parsabal“. Ueber das Parsaballsche Motorluftschiff (Modell 1908), das die Berliner jetzt fast täglich über ihren Häuptern fliegen manövrieren sehen können, berichtet Rumpfer in der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ interessante Einzelheiten. Das Luftschiff, der einzige Vertreter des vollkommen unstarren Systems, hat einen sogenannten Prallballon als Träger. Die Form dieses Ballons ähnelt der eines Torpedos und ist nach Versuchen von Professor Prandtl in Göttingen, an dessen Universität sich der erste offizielle Lehrstuhl für Luftschiffahrt befindet, in bezug auf Luftwiderstand und Luftreibung besonders günstig. Der Ballon ist über 58 Meter lang, hat einen Durchmesser von 9—9½ Meter und hat einen Inhalt von 2300 Kubikmeter. Die Hülle ist aus einzelnen Querstreifen, die aus zwei gummierten, diagonal übereinander liegenden Stofflagen bestehen, angefertigt. Sie ist außen auffallend gelb gefärbt, um die zerstörende Wirkung des Sonnenlichtes auf die Gummistoffe abzumildern. An der unteren Seite des Ballons sind Gurte angenäht, an denen das Tauwerk zum Halten der Gondel befestigt ist. Von diesem Tauwerk sieht man bei den Fahrten ganz deutlich eine Reihe von Seilen herabhängen, die zum Halten bei der Abfahrt und beim Landen dienen. Die Gondel ist am Ballon beweglich aufgehängt. Sie hängt einerseits in einer sogenannten Parallelogrammführung an zwei gleich langen Seilen in der Mitte des Ballons und ist andererseits auf Trageisen befestigt, die unter der Gondel durchlaufen und ihrerseits an den Spitzen des Ballons befestigt sind. Diese Art der Aufhängung soll das beste Resultat ergeben haben. Die Gondel ist 6½ Meter lang und 1¼ Meter breit. Die Seitenwände, die 1¼ Meter hoch und als Geländer ausgebaut sind, umschließen einen freien Belegraum von circa 7 Quadratmeter, der in erster Linie für den Motor zum Antrieb der Luftschraube und für die mitfahrenden Personen ausgenutzt wird. Das Gondelgerüst besteht hauptsächlich aus Nickelstahlblech. Im vorderen Teil ist ein Tisch für Karten usw. aufgestellt, ganz an der Spitze ist das für die Landungen erforderliche, 150 Meter lange Schleppeil untergebracht. Der Motor besteht aus sechs Zylindern, die miteinander so verbunden sind, daß im Falle eines Defektes an einem oder zwei Zylindern die übrigen vier Zylinder stets weiterarbeiten können. Der Motor leistet bei einem Gewicht von nur 350 Kilogramm 100—200 Pferdestärken. Er treibt mittels einer Ueberziehung eine Luftschraube von etwa 300 Umdrehungen in der Minute an. Die Schraube hat unstarre Flügel von 4,3 Meter Durchmesser, die erst bei der Drehung durch die Fliehkraft von Schwungradgewichten ihre Form erhalten. An der Außenseite des Ballons bemerkt man noch verschiedene Flächen, die zu Steuerzwecken dienen. Das Seitensteuer besteht aus einer senkrechten, drehbaren, 7,5 Quadratmeter großen Fläche, die sich an eine senkrechte, mehr als doppelt so große Stützfläche anschließt. Beide Flächen können von der Gondel aus mittels Zugseilen verstellbar werden. Außerdem hat der Ballon zwei mit ihm verbundene, wagrechte Stützflächen, die eine Stabilisierung des Ballons bezwecken, also ein Auf- und Abpendeln sowie Rollen des Ballons vermeiden sollen.

Eines der wichtigsten Teile des Luftschiffes, die Ballonets oder Luftsäcke, sind von außen nicht sichtbar, da sie im Ballon selbst untergebracht sind. Sie haben den Zweck, den zum Erzielen der Starrheit also der Trag- und Lenkfähigkeit des Ballons erforderlichen Ueberdruck zu erzeugen und zu erhalten. Sie sind, wie ihr Name schon sagt, Säcke, in die Luft eingepreßt wird, und aus denen die Luft durch hinreichend angeordnete Ventile austritt, wenn der Druck im Innern des Ballons zu groß wird. Durch Ueberleiten von Luft von einem Ballonet in das andere kann auch das Luftschiff in Verbindung mit dem Höhensteuer gehoben und gesenkt werden. Zur Verstärkung der Höhensteuerwirkung hat Parsabal ähnlich wie Zeppelin versucht, ein Laufgewicht anzuordnen. Größere Höhen wie die seinerzeit bei den Versuchsfahrten erreichte Höhe von 1500 Meter werden durch Auswerfen von Ballast erreicht.

Nach dem Muster dieses Ballons werden von der Motorluftschiff-Studiengesellschaft mehrere Luftschiffe gebaut. Auch die Siemens-Ständert-Werke haben ein sehr großes Prallluftschiff im Bau, so daß auch von dem unstarren System schöne Resultate zu erwarten sind.